

Ich bitte, mir zu glauben, daß ich die Sicherheit des Staates für etwas halte, das wert ist, mit beinahe aller Kraft geschützt zu werden. Hinter diesem Geständnis steckt nicht Liebdenerei und nicht die Hoffnung, ein bestimmtes Amt könnte mir daraufhin gewogen sein als heute. Es ist mir nur ein Bedürfnis, das anzusprechen, obschon man mich seit geraumer Zeit für einen hält, der die erwähnte Sicherheit gefährdet.

Daß ich in solchen Ruf gekommen bin, erschüttert mich und ist mir peinlich. Nach meiner Kenntnis habe ich nicht den kleinsten Anlaß gegeben, mich, wessen auch immer, zu verdächtigen. Seit meiner Kindheit bin ich ein überzeugter Bürger, zumindest strebe ich danach. Ich weiß nicht, wann und wo ich eine Ansicht geäußert haben könnte, die sich nicht mit der vom Staat geförderten und damit nicht mit meiner eigenen deckte; und sollte es mir unterlaufen sein, so wäre es nur auf einen Mangel an Konzentration zurückzuführen. Das Auge des Staates ist, hoffe ich, geübt und scharf genug, Gefährdungen als solche zu erkennen, wie über Kleinigkeiten hinwegzusehen, die alles andere als gefährdend sind. Und doch muß etwas um mich herum geschehen sein, das Grund genug war, ein Augenmerk auf mich zu richten. Vielleicht versteht mich jemand, wenn ich sage: Ich bin inzwischen froh, nicht zu wissen, was es war. Wahrscheinlich würde ich, wenn ich es wüßte, versuchen, den ungünstigen Eindruck zu verwischen und alles nur noch schlimmer machen. So aber kann ich mich unbeschwert bewegen, zumindest bin ich auf dem Weg dorthin.

Es wird inzwischen klargestanden sein, daß man mich observiert. Erheblich kompliziert wird meine Lage dadurch, daß ich solch ein Verfahren im Prinzip für nützlich, ja geradezu für unverzichtbar halte, in meinem Fall jedoch für sinnlos und, wenn ich offen sein darf, auch für kränkend.

Ein Mann namens Bogeljin, den ich bis dahin der Regierung gegenüber für loyal gehalten hatte, sagte mir eines Tages, man beobachte mich. Natürlich brach ich den Umgang mit ihm

auf der Stelle ab. Ich glaube ihm kein Wort, ich dachte: Ich und beobachtet! Fast hatte ich die Sache längst vergessen, als mich ein außerordentlicher Brief erreichte. Er schien zunächst von einem Bekannten aus dem Nachbarland zu kommen, mit dem ich in der Schweiz gut befreundet war. Es war ein Umschlag von der Art, wie er sie seit Jahren benutzte, darauf waren seine Schrift und hinten sein gedruckter Name. Doch nahm ich einen Brief aus dem Kuvert heraus, der nichts mit ihm und nichts mit mir zu tun hatte: er war an einen Oswald Schulte gerichtet und von einer Frau Trude Danzig unterschrieben, zwei Menschen, von deren Existenz ich bis zu jenem Augenblick nichts gewußt hatte. Sofort fiel mir Bogelins Hinweis wieder ein: es mußten im Amt für Überwachung die Briefe nach der Kontrolle verwechselt worden sein. Es läßt sich auch anders sagen: Ich hatte nun den schlüssigen Beweis, daß man mich observierte.

Jeder weiß, daß man in Augenblicken der Bestürzung zu Kopflösigkeit neigt, nicht anders ging es mir. Ich nahm, kaum hatte ich den Brief gelesen, das Telefonbuch, fand Oswald Schultes Nummer und rief ihn an. Nachdem er sich gemeldet hatte, fragte ich, ob er Trude Danzig kenne. Es war eine ganz und gar überflüssige Frage nach dem Brief, doch ich in meiner Panik stellte sie. Herr Schulte sagte, ja, Frau Danzig sei ihm gut bekannt, und er fragte, ob ich eine Nachricht von ihr hätte. Ich war schon drauf und dran, ihm zu erklären, was uns so eigenartig zusammenführte, als ich mit einem Schlag begriff, wie unwahrscheinlich dumm ich mich verhielt. Ich legte auf und saß verzweifelt da; ich sagte mir, nur eben viel zu spät, daß man wohl auch die Telefone derer überwacht, in deren Briefe man hineinsteht. Für das Amt befand sich nun der eine Überwachte zum anderen in Beziehung. Zu allem Unglück hatte ich auch noch das Gespräch abgebrochen, bevor von den vertraulichen Briefen die Rede gewesen war. Gewiß, ich hätte Oswald Schulte ein zweitesmal anrufen und ihm die Sache auseinandersetzen können; in den Ohren von Mithrenden hätte es wie der Versuch geklungen, meinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, dazu auf eine Art und

Weise, die man mir leicht als Verleumdung des Amtes hätte auslegen können. Und abgesehen davon war es mir auch zuwider, diesem Herrn Schulte, den man ja wohl nicht grundlos überwachte, etwas zu erklären.

Lange hielt ich still, um nicht noch einmal voreilig zu sein, dann faßte ich einen Plan. Ich sagte mir, daß sich ein falscher Ausgangspunkt eine eigene Logik schaffe, daß plötzlich eine Folgerichtigkeit entstehe, die dem sich Irrenden zwingend vorkomme. Der Verdacht, unter dem ich stand, war solch ein falscher Ausgangspunkt, und jede meiner üblichen Handlungen, zu anderer Zeit harmlos und ohne Bedeutung für das Amt, konnte ihn bestätigen und immer wieder untermauern. Ich mußte also, wollte ich den Verdacht entkräften, nur lange genug nichts tun und nichts mehr sagen, dann würde er mangels Nahrung aufgegeben werden müssen. Diese Prüfung traute ich mir zu als jemand, der lieber hört als spricht und lieber steht als geht. Ich sagte mir zum Schluß, ich sollte mit meiner Rettung nicht lange warten, sie dulde keinen Aufschub, wenn es mir ernst sei mit mir selbst.

Das Erste war, ich trennte mich von meiner Freundin, die in den Augen des Amtes für Überwachung womöglich eine schlechte Freundin für mich war. Kurz ging mir durch den Sinn, sie könnte mit zum Überwachungspersonal gehören, sie hatte unverhüllten Einblick in alle meine Dinge; doch fand ich dafür keinen Anhaltspunkt, und ich verließ sie ohne solchen Argwohn. Ich will nicht behaupten, die Trennung habe mir nichts ausgemacht, ein Unglück aber war sie nicht. Ich nahm den erstbesten Vorwand und bauschte ihn ein wenig auf, zwei Tage später befand sich in meiner Wohnung nichts mehr, was ihr gehörte. Am ersten Abend nach der Trennung war ich einsam, die ersten beiden Nächte träumte ich nicht gut, dann war der Abschiedsschmerz überwunden.

In dem Büro, in dem ich angestellt bin, täuschte ich eine Stimmbandsache vor, die mir beim Sprechen, das behauptete ich ein paarmal krächzend, Schmerzen bereite. So fiel es keinen auf, daß ich zu schweigen anfang. Die Gespräche der

Kollegen machten einen Bogen um mich herum, der bald so selbstverständlich wurde, daß ich die Stimmbandsache nicht mehr brauchte. Es freute mich zu sehen, daß ich mit der Zeit kaum noch wahrgenommen wurde. Zur Mittagspause ging ich nicht mehr in die Kantine, ich brachte mir belegte Brote und zu trinken mit und blieb an meinem Schreibtisch sitzen. Ich gab mir Mühe, ständig auszuweichen wie jemand, der gerade nachdenkt und nicht dabei gestört zu werden wünscht. Ich überlegte auch, ob ich mich von einem guten Angestellten in einen nachlässigen verwandeln sollte. Ich meinte aber, daß gewissenhafte Arbeit, wie sie mir immer selbstverständlich war, unmöglich zu der Verdächtigung harte führen können; daß eher Schlampelei ein Grund sein könnte, den Blick nicht von mir wegzunehmen. So blieb als einzige von meinen Gewohnheiten unverändert, daß ich die Arbeit pünktlich und genau erledigte.

Ich hörte einmal, auf der Toilette, wie zwei Kollegen sich über mich unterhielten. Es war wie ein letztes Aufflackern von Interesse an meinen Angelegenheiten. Der eine sagte, er glaube, ich müsse wohl Sorgen haben, ich hätte meine alte Munterkeit verloren. Der andere erwiderte: Das gibt es, daß einem dann und wann die Lust auf Geselligkeit vergeht. Der eine sagte, man solle sich vielleicht ein wenig um mich kümmern, vielleicht sei ich in einer Lebensphase, in der ich Zuspornung brauche. Der andere beendete das Gespräch mit der Frage: Was geht es uns an? – wofür ich ihm von Herzen dankbar war.

Ich war auch schon entschlossen, mein Telefon abzumelden und tat es doch nicht: es hätte den Eindruck erwecken können, als wollte ich eine Überwachungsmöglichkeit beseitigen. Allerdings benutzte ich den Apparat nicht mehr. Ich hatte keinen anzurufen, und wenn es klingelte, ließ ich den Hörer liegen. Nach wenigen Wochen rief niemand mehr an bei mir, ich hatte elegant das Telefonproblem gelöst. Kurz fragte ich mich, ob es nicht verdächtig sei, als Telefonbesitzer niemals zu telefonieren. Ich antwortete mir, ich müsse mich

entscheiden zwischen einem Teil und seinem Gegenteil; ich könne nicht alles beides für gleich verdächtig halten, ansonsten bliebe mir ja nur, verrückt zu werden.

Ich änderte mein Verhalten überall dort, wo ich Gewohnheiten entdeckte, zu diesem Zweck studierte ich mich mit viel Geduld. Manche der Änderungen schienen mir übertrieben, bei manchen fühlte ich mich albern; ich nahm sie trotzdem vor, weil ich mir sagte: Was weiß man denn, wie ein Verdacht entsteht? Ich kaufe einen grauen Anzug, obwohl ich kräftige und bunte Farben mag. Meine Überzeugung war, daß es jetzt am allerwenigsten darauf ankam, was mir gefiel. Wenn es nicht lebenswichtig war, verließ ich meine Wohnung nicht mehr. Die Miere zahlte ich nicht mehr im Voraus und nicht mehr bar dem Hausbesitzer in die Hand, sondern per Postanweisung. Eine Mahnung, wie ich sie nie zuvor erhalten hatte, kam mir recht. Zur Arbeit fuhr ich manchmal mit der Bahn, manchmal ging ich den weiten Weg zu Fuß. An einem Morgen sprach mich ein Schulkind an und fragte nach der Zeit. Ich hielt ihm die Uhr hin, vom nächsten Tag an ließ ich sie zu Hause. Bis zur Erschöpfung dachte ich darüber nach, was Angewohnheit in meinem Verhalten war, was Zufall. Oft konnte ich die Frage nicht entscheiden, in solchen Fällen entschied ich für die Angewohnheit.

Es wäre falsch zu glauben, daß ich mich in meiner Wohnung un beobachtet fühle. Auch hierbei dachte ich: Was weiß man denn? Ich schaffte alle Bücher und Journale fort, deren Besitz ein schiefes Licht auf den Besitzer werfen konnte. Ich war mir anfangs sicher, daß sich solche Schriften nicht bei mir betänden, dann war ich aber überrascht, was alles sich eingeschlichen hatte. Das Radio und den Fernsehapparat schaltete ich mitunter ein, natürlich nur zu Sendungen, die ich mir früher niemals angehört und angesehen hatte. Wie man sich denken kann, gefielen sie mir nicht, und damit war auch dies Problem gelöst.

Während der ersten Wochen stand ich oft hinter der Gardine, stundenlang, und sah dem wenigen zu, das draußen vor sich ging. Bald aber kamen mir Bedenken, weil jemand, der stun-

denlang am Fenster steht, am Ende noch für einen Beobachter gehalten wird oder für einen, der auf ein Zeichen wartet. Ich ließ die Jalousie herunter und nahm in Kauf, daß man nun auf den Gedanken kommen konnte, ich wollte etwas oder mich verbergen.

Das Leben in der Wohnung spielte sich bei Lampenlicht ab, ich brauchte aber kaum noch Licht. Wenn ich nach Hause kam aus dem Büro, aß ich ein wenig, dann legte ich mich hin und dachte nach, wenn ich bei Laune war. Wenn nicht, dann döste ich vor mich hin und kam in einen angenehmen saftigen Zustand, der kaum von Schlaf zu unterscheiden war. Dann schielte ich wirklich, bis mich am Morgen der Wecker weckte, und so weiter. Ich ärgerte mich in jenen Tagen manchmal über meine Träume. Sie waren eigenartig wild und wirr und hatten nichts mit meinem wahren Leben zu tun. Ich schämte mich dafür ein wenig vor mir selbst und dachte, es sei ganz gut, daß man mich nicht auch dort beobachten konnte. Dann aber dachte ich: Was weiß man denn? Ich dachte: Wie schnell entfährt dem Schlafenden ein Wort, das dem Beobachter vielleicht zur Offenbarung wird. Ich hätte es in meiner Lage für leichtsinnig gehalten, mich darauf verlassen zu wollen, daß man mich nicht für meine Träume verantwortlich mache, sofern man sie erfährt. Also versuchte ich, von ihnen loszukommen, was mir erstaunlich leicht gelang. Ich kann nicht sagen, wie der Erfolg zustandekam; die Stille und Ereignislosigkeit meiner Tage halfen mir sicherlich genauso wie der feste Vorsatz, das Träumen loszuwerden. Jedenfalls glich mein Schlaf bald einem Tod, und wenn das Klingeln mich am Morgen weckte, dann kam ich aus einem schwarzen Loch herauf ins Leben.

Es ließ sich hin und wieder nicht vermeiden, daß ich mit jemandem ein paar Worte wechseln mußte, beim Einkauf oder im Büro. Mir selber kamen diese Worte überflüssig vor, doch mußte ich sie sagen, um nicht beleidigend zu wirken. Ich verhielt mich nach besten Kräften so, daß mir keine Fragen gestellt zu werden brauchten. Wenn ich trotzdem gezwungen war zu sprechen, dann dröhnten mir die eigenen

Worte in den Ohren, und meine Zunge sperrte und sträubte sich gegen den Mißbrauch.

Bald hatte ich es mir auch abgewöhnt, die Leute anzusehen. Es blieb mir mancher unschöne Anblick erspart, ich konzentrierte mich auf Dinge, die wirklich wichtig waren. Man weiß, wie leicht ein gerader Blick in anderer Leute Augen mit einer Aufforderung zum Gespräch verwechselt wird, das war bei mir nun ausgeschlossen. Ich achtete auf meinen Weg, ich achtete darauf, was ich zu greifen oder abzuwehren hatte, zu Hause brauchte ich die Augen kaum. Es kam mir vor, als bewege ich mich sicherer jetzt, ich stolperte und vergriff mich kaum mehr. Nach dieser Erfahrung wage ich zu behaupten, daß ein gesenkter Blick der natürliche ist. Was nützt es, frage ich, wenn einer stolz seinen Blick erhoben hat, und ständiges Versehen die Folge ist? Es blieb mir auch erspart zu sehen, wie andere mich ansahen, ob freundlich, tückisch, anerkennend oder mit Verachtung, ich brauchte mich danach nicht mehr zu richten. Ich wußte kaum noch, mit wem ich es zu tun hatte, das trug nicht wenig zu meinem inneren Frieden bei.

So verging ein Jahr. Ich hatte mir für diese Lebensweise keine Frist gesetzt, doch nun, nach dieser ziemlich langen Zeit, regte sich in mir der Wunsch, es möge bald genug sein. Ich spürte, daß ich wie vor einer Weiche stand: daß mir die Fähigkeit, wie früher in den Tag zu leben, Stück um Stück verloren ging. Wenn ich das wollte, sagte ich zu mir, dann bitte, dann könnte ich in Zukunft so weiterexistieren; wenn nicht, dann müßte jetzt ein Ende damit sein. Dabei kam mir die Sehnsucht, die ich auf einmal nach der alten Zeit empfand, ganz kindisch und auch unlogisch vor, und trotzdem war sie kräftig da. Ich hielt es für wahrscheinlich, daß der Verdacht, der über mich gekommen war, sich in dem Arnt für Überwachung inzwischen verflüchtigt hatte, es gab ja keine vernünftige andere Möglichkeit.

An einem Montagabend beschloß ich auszugehen. Ich stand in meiner dunklen Strübe und hatte weder Lust zu schlafen noch zu dösen. Ich zog die Jalousie hoch, nicht nur einen

Spalt breit, sondern bis zum Anschlag, dann machte ich das Licht an. Dann nahm ich aus einer Schublade Geld – ich will erwähnen, daß ich auf einmal reichlich Geld besaß, weil ich das Jahr hindurch normal verdient, jedoch sehr wenig ausgegeben hatte. Ich steckte mir also Geld in die Tasche und wußte noch nicht recht wofür. Ich dachte: Ein Bier zu trinken wäre vielleicht nicht schlecht.

Als ich auf die Straße trat, klopfte mein Herz wie lange nicht mehr. Ohne festes Ziel fing ich zu gehen an, mein altes Stammlokal gab es inzwischen nicht mehr, das wußte ich. Die erste Kneipe, die mir verlockend vorkam, wollte ich betreten; ich dachte, wahrscheinlich würde es die allererste sein, die auf dem Weg lag. Ich nahm mir aber vor, nicht gleich am ersten Abend zu übertreiben: ein Bier zu trinken, ein paar Leute anzusehen, ihnen ein wenig zuzuhören, das sollte mir genügen. Selbst zu sprechen, das wäre mir verfrüht erschienen, in Zukunft würde es Gelegenheiten dafür geben, noch und noch. Doch als ich vor der ersten Kneipe ankam, brachte ich es nicht fertig, die Tür zu öffnen. Ich kam mir kindisch vor und mußte dennoch weitergehen, ich fürchtete auf einmal, alle Gäste würden ihre Augen auf mich richten, sobald ich in der Türe stand. Nach ein paar Schritten versprach ich mir fest, vor der nächsten Kneipe nicht noch einmal einer so törichten Angst nachzugeben. Aus purem Zufall drehte ich mich um und sah einen Mann, der mir folgte.

Daß er mir folgte, konnte ich im ersten Augenblick natürlich nur vermuten. Nach wenigen Minuten aber hatte ich Gewißheit, weil ich die dünnsten Umwege machte, ohne ihn loszuwerden. Er blieb in immer gleichem Abstand hinter mir, sogar als ich ein wenig rannte; es kam mir vor, als interessierte er sich nicht dafür, ob ich ihn bemerkte oder nicht. Ich will nicht behaupten, ich hätte mich bedroht gefühlt, und trotzdem packte mich Entsetzen. Ich dachte: Nichts ist zu Ende nach dem Jahr! Man hält mich nach wie vor für einen Sicherheitsgefährder, wie mache ich das bloß? Dann dachte ich, das Allerschlimmste aber sei ja doch, daß es auf mein Verhalten offenbar gar nicht ankam. Der Verdacht führe ein Eigen-

leben; er harte zwar mit mir zu tun, ich aber nichts mit ihm. Das dachte ich, während ich vor dem Mann herging.

Als ich zu Hause ankam, ließ ich die Jalousie wieder herunter. Ich legte mich ins Bett, um über meine Zukunft nachzudenken; ich spürte schon die Entschlossenheit, nicht noch ein zweites Jahr so hinzulieben. Ich sagte mir, gewiß lasse sich die Sicherheit des Staates nur dann aufrechterhalten, wenn die Beschützer es an manchen Stellen mit der Vorsicht übertrieben; nichts anderes sei in meinem Fall geschehen und geschehe immer noch. Schließlich tat es ja nicht weh, beobachtet zu werden. Das letzte Jahr war mir nicht aufgezungen worden, dachte ich, ich brauchte nicht nach Schuldigen zu suchen: ich hatte es mir selbst verordnet.

Dann schlief ich voll Ungeduld ein. Ich wachte vor dem Weckerklingeln auf und konnte es kaum erwarten, dem ersten Menschen, der mich grüßte, in die Augen zu sehen und »Guten Tag« zu antworten, egal, was daraus werden würde.

#### IV. Didaktische Überlegungen

##### 1. Zur Didaktik der Kurzgeschichte

Die Kurzgeschichte als moderne Erzählform hat schon seit den 60er Jahren ihren festen Platz im Literaturunterricht. Die Textauswahl der Lesebücher und zahlreiche Kurzgeschichtensammlungen für den Unterricht belegen diese Tatsache. Für die meisten Schüler ist daher die Kurzgeschichte geradezu zum Inbegriff moderner Literatur geworden.

Daß die Kurzgeschichte diese literaturdidaktische Bedeutung erlangen konnte, hat mit ihrer besonderen Eignung für den Literaturunterricht zu tun:

a) Kurzgeschichten sind in sich geschlossene, kurze Texte, die sich gut in einer oder zwei Schulstunden bearbeiten lassen. Sie setzen keine hässliche Lektüre voraus, sondern können ohne Vorbereitung im Unterricht selbst gelesen werden. Sie sind auf Grund ihrer Kürze leicht überschaubar und eignen sich deswegen gut zur konkreten Arbeit am Text.

b) Die Inhalte der Kurzgeschichten besitzen große Realitätsnähe, ja Aktualität. Dadurch ergibt sich zwischen den Kurzgeschichten und der Wirklichkeit ihrer Leser kaum eine Distanz. Dieses Argument muß freilich für die Kurzgeschichten der unmittelbaren Nachkriegszeit und der 50er Jahre heute relativiert werden.

c) Die Sprache sowie die Darstellungs- und Erzählweisen der Kurzgeschichten korrespondieren mit ihren realistischen Inhalten. Auch sie führen zur Verkürzung einer literarischen Distanz und erleichtern die Auseinandersetzung mit ihren Inhalten.

d) Die Neigung zur Komprimierung, zur Andeutung, Symbolhaftigkeit und Metaphorik ermöglicht den Schülern eine unmittelbare Erfahrung literarischer Ausdrucksmöglichkeiten, ja dessen, was Literatur überhaupt ist.

e) Auf Grund ihrer Offenheit, besser: ihrer Problemoffenheit, liefern Kurzgeschichten keine fertigen Antworten, son-